

Regula Julia Leemann

Bildung und Familie: Lernen in Institutionen und in sozialen Beziehungen

Bericht über die gemeinsame Frühjahrstagung 2007 der Sektionen „Bildung und Erziehung“ und „Familiensoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) vom 8. bis 9. Juni 2007 an der Universität Lüneburg.

Auf dieser Tagung wurde der Blick auf solche Orte und Formen von Lern- und Bildungsprozessen gelenkt, die erst in jüngerer Zeit das Interesse von Forschenden und Bildungsverantwortlichen weckte, nämlich auf außerinstitutionelle Lernorte, insbesondere die Familie, sowie auf informelle und nonformale Bildungsprozesse in verschiedenen Institutionen. Mit ihrer Einführung in die Tagung verwiesen *Angelika Tölke (München)* und *Beate Kraus (Darmstadt)* darauf, dass die während der Tagung bearbeiteten Themenfelder sowohl aus einer institutionellen als auch aus einer Lebensverlaufsperspektive sowie als Interaktion zwischen Personen betrachtet werden können. Diese unterschiedlichen Perspektiven in der Zusammenschau zu sehen und zu diskutieren machte die Tagung besonders attraktiv.

Der erste inhaltliche Block thematisierte „Familie und frühe Bildungspartizipation/-entscheidungen“. *Monja Schmitt, Katharina Kluczniok, Susanne Kuger und Jutta von Maurice (Bamberg)* befassten sich in ihrem Beitrag „Soziale Disparitäten im Vorschulbereich – Kindergartennutzung und Kindergartenqualität“ mit der Frage, ob Kindergärten regional und sozial unterschiedlich genutzt werden, und in welchen Aspekten sich Unterschiede in der Qualität der Kindergärten zeigen. Die Ergebnisse der Studie, die von einer interdisziplinären Forschergruppe im Rahmen einer grösseren Längsschnittuntersuchung "Bildungsprozesse, Kompetenzentwicklung und Selektionsentscheidungen" (BiKS) an der Universität Bamberg bearbeitet wird, verweisen auf z.T. unterschiedliche und ungenügende Qualitätsaspekte (globale Betreuungsqualität, Förderung schulischer Vorläuferfähigkeiten) insbesondere für Kindergärten mit einem höheren Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund. Im Zusammenhang mit der vor allem von der Bildungspolitik geäußerten Hoffnung, dass der Besuch von vorschulischen Einrichtungen zum Abbau von Bildungsungleichheiten führen soll, sind solche Untersuchungen von grosser Wichtigkeit.

Sind Kinder, die in nicht traditionellen Familienverhältnissen aufwachsen, gegenüber den klassischen Zweielternkindern in ihrem Bildungserfolg benachteiligt? Die Präsentation von *Maren Träger und Tanja Zähle (München)* zum Thema „Stabilität vs. Dynamik der Familienstruktur und der Bildungserfolg von Kindern“ ging von der Hypothese aus, dass nicht die Familienstruktur per se, sondern die zeitliche Dauerhaftigkeit im Sinne von Stabilität einer Familienkonstellation für den Bildungsverlauf und -erfolg von Kindern ausschlaggebend ist. Auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels zeigte sie, dass der Großteil der Kinder (84%) bis zum 10. Lebensjahr in traditionellen Familienverhältnissen aufwächst. Das Aufwachsen in Eineltern- und Stieffamilien erhöht zwar die Wahrscheinlichkeit, nach der Grundschule die Hauptschule (und nicht einen höheren Bildungsgang) zu besuchen. Diese wird jedoch zusätzlich noch von der Anzahl der Wechsel in der Familienkonstellation beeinflusst. In der Diskussion wurden noch weitere Faktoren wie z.B. die ökonomische Lage oder der Trennungszeitpunkt benannt, welche den Zusammenhang von Familienentwicklung und Bildungserfolg moderieren. Im Hinblick auf die Panel-Stichprobe wurde vermutet, dass der Anteil von Trennungskindern für eine empirisch gesicherte Analyse zu gering ausfällt.

Im dritten Vortrag „Die Bedeutung der Familie für frühe Bildungsentscheidungen: Elterliche Bildungsaspirationen“ referierte *Wiebke Paulus (Bamberg)* ebenfalls Ergebnisse aus der BiKS-Studie. Elterliche Bildungsaspirationen formieren sich nach ihren Analysen je nach sozialen

Klassen unterschiedlich und werden in ihrer Entwicklung auch von Kontextmerkmalen der Bildungsinstitution beeinflusst. Kontextmerkmale wurden hier über den Vergleich von Bundesländern berücksichtigt. Die Bildungsaspirationen von Eltern aus unteren sozialen Schichten sind geringer als dies auf der Basis der Schulnoten ihrer Kinder zu erwarten wäre. In höheren sozialen Schichten liegt der für das Kind gewünschte Bildungsabschluss höher als die Fähigkeiten, die sich in den Schulnoten zeigen. Inwiefern ein solches Ergebnis als „rational“ im Sinne der Kosten-Nutzen-Theorie von Bourdieu zu interpretieren ist, oder vielmehr als Ergebnis von symbolischer Gewalt (Bourdieu), welche je nach sozialer Lage zum Selbstausschluss auf der einen Seite und zum selbstverständlichen Anspruch auf höhere Bildung auf der anderen Seite führt, ist eine auch in der Bildungssektion immer wieder aufgeworfene und noch nicht hinreichend geklärte Frage.

„Bildung zwischen Familie und Institution“ lautete der zweite thematische Schwerpunkt dieses ersten Tages. *Susann Busse, Werner Helsper, Merle Hummrich und Rolf-Torsten Kramer (Halle)* präsentierten zu „Individuationsverläufe zwischen Familie und Schule. Chancen und Risiken durch fallkonkrete Passungsverhältnisse?“ Überlegungen und Ergebnisse einer qualitativ angelegten Studie aus dem DFG-Projekt „Pädagogische Generationsbeziehungen in Familie und Schule“. Auf der Basis zweier Fallbeispiele von Jugendlichen zeigten sie, wie sich durch eine eher harmonische und sich verstärkende Passung von Familie und Schule für den einen Jugendlichen Individuationschancen ergeben. Bei dem anderen Jugendlichen, der nur auf geringe familiäre Ressourcen zurückgreifen kann, kommt es hingegen zu einer Individuationsbeschränkung, indem er im schulischen Setting nicht auf eine reichhaltige und unterstützende Kultur traf, sondern Stigmatisierungen und Nicht-Anerkennung erlebte. Die Perspektive der Untersuchung auf die Passungsverhältnisse zwischen verschiedenen Sozialisations- und Bildungsorten von Kindern und Jugendlichen und deren Folgen für die Bildungs- und Individuationschancen ist eine zentrale und es ist zu wünschen, dass sich zukünftig weitere Forschungen dieser Thematik widmen werden.

Imke Dunkake und Michael Wagner (Köln) berichteten aus ihrem DFG-Projekt „Soziale Netzwerke von leistungsschwachen und auffälligen Schülern“ erste empirische Befunde zu „Sozialkapital, Schulleistungen und abweichendes Verhalten von Schülern“. Ihre Hypothese lautete, dass neben dem kulturellen Kapital insbesondere auch das soziale Kapital der von ihnen untersuchten Schüler/innen der 9. Jahrgangsstufe sowie der Deprivationsgrad des Stadtviertels, in dem die Herkunftsfamilien leben, abweichendes soziales Verhalten (wie Schulschwänzen, Gewalthandlungen oder Drogenkonsum) verstärkt. Ihre empirischen Ergebnisse bestätigten dies. Ihr Konzept des Sozialkapitals war dreidimensional angelegt: Intensität der Beziehungen, deren Strukturgeschlossenheit (die Dichte des Netzwerkes von Erwachsenen, die in Kontakt mit dem Kind stehen) und ihre Zeitgeschlossenheit (im Sinne einer zeitlichen Kontinuität) und erfasste unterschiedliche Aspekte, z.B. Beziehung zur Lehrperson und zu Mitschülern, Unterstützung durch und Austausch mit den Eltern bei Schulproblemen, Gespräche der Eltern mit dem Klassenlehrer und anderen Eltern oder elterliche Partizipation am Schulgeschehen. Die Studie verweist auf den in der Folge von PISA vernachlässigten Sachverhalt, dass die Qualität des Sozialisationsortes Familie nicht nur von kulturellen Praktiken oder ökonomischen Rahmenbedingungen, sondern auch von den Beziehungen untereinander und den sozialen Bezügen nach aussen abhängig ist.

Mit der Bedeutung der konfessionellen Zugehörigkeit für den Bildungsverlauf insbesondere von Mädchen befasste sich *Rolf Becker (Bern)*: „Das katholische Arbeitermädchen vom Lande – Mythos oder Realität?“ Seine (Re)Analyse der Daten der Lebensverlaufsstudie und des ALLBUS ergab, dass die Kunstfigur des katholischen Arbeitermädchens vom Lande kein Artefakt der 1960er Jahre war, wie dies noch von Dahrendorf angenommen wurde; dieser ging davon aus, dass bei Kontrolle der sozialen und regionalen Lage des Elternhauses der Konfessionseffekt verschwinden würde. Die Bedeutung der Konfessionszugehörigkeit wurde jedoch überschätzt und hat im Laufe der Modernisierung zudem noch abgenommen. Trotzdem, so folgert der

Referent, stellt die Konfessionszugehörigkeit immer noch einen eigenständigen Faktor dar, der bestehende Bildungsungleichheiten zu erklären vermag, und deshalb in der Familien- und Bildungsforschung beachtet werden muss.

Der letzte Beitrag zu diesem Themenblock widmete sich den „Wechselwirkungen von Familie und Ganztagschule“. *Holger Quellenberg und Ivo Züchner (München)* stellten Ergebnisse der ersten Erhebungswelle der vom DIPF, dem DJI und dem IFS durchgeführten StEG-Studie („Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen“) vor. Sie zeigten, dass Ganztagschulen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern, dass sich im Weiteren jedoch keine signifikanten Auswirkungen auf das Familienleben zeigen. Familien, in denen ein Elternteil ganztags zu Hause ist, engagieren sich etwas mehr hinsichtlich schulischer Beteiligungsformen. Dies entspricht – zumindest für diese Teilgruppe – der von der Bildungs- und Familienpolitik formulierten Erwartung, dass sich beim Besuch einer Ganztagschule schulische und familiäre Akteure stärker verständigen und vor allem Eltern stärker in den Prozess der Ausgestaltung des Lern- und Lebensraums Schule einbezogen werden. In der Diskussion wurde jedoch deutlich, dass der Begriff „Ganztagschule“ eine institutionelle Homogenität und pädagogische Einheit impliziert, welche nicht der Realität entspricht. Wie schon beim Referat zu den Kindergärten stellt sich auch hier die Frage, ob und unter welchen Bedingungen Ganztagschulen die Chancengleichheit beim Bildungserwerb befördern können.

Der Themenblock „Familienstruktur und Familie als Bildungsort“ fokussierte auf den Bildungsort Familie. In ihrem Beitrag „Zur Vielfalt intergenerationaler Lern- und Bildungsprozesse – ein Systematisierungsversuch“ reflektierte *Anna Brake (Augsburg)* die theoretischen Implikationen eines Bildungs- bzw. eines Lernbegriffs, der sich als ertragreich für die Analyse intergenerationaler Austauschprozesse im Rahmen des alltagspraktischen familialen Miteinanders erweist. Sie rekurrierte hierbei auf das Marburger Forschungsprojekt „Bildungsstrategien als Mehrgenerationenprojekt“ und machte deutlich, dass die bezogen auf den Kontext Familie häufig vorgefundene Kennzeichnung der dort angesiedelten Aneignungs- und Vermittlungsprozesse als „informelles Lernen“ zu kurz greift und stattdessen von einem komplexen Wechselspiel zwischen informellem und non-formalem Lernen auszugehen ist. Darüber hinaus – so verdeutlichte sie auf der Basis von empirischen Fallmaterial aus den untersuchten Mehrgenerationenfamilien – sind es weniger benennbare isolierbare Kompetenzen, die über die verschiedenen Lernangebote und Lernformen in der Familie erworben werden können. Vielmehr ist das familiäre Miteinander wesentlich von einem kaum merklichen „Einsickern“ von spezifischen, familienkulturell variierenden Weltansichten bestimmt. Daher kann das familiäre Lernen auch nur in seiner gesellschaftlichen Bedingtheit konzeptionalisiert werden, weshalb die Rede von einem sozialstrukturell unverortet bleibendem „originären Bildungssinn der Familie“ ein Mythos ist, der die soziale Voraussetzungshaftigkeit verkennt oder negiert. In der Diskussion wurde u.a. die Frage aufgeworfen, inwieweit diese theoretische Perspektive die (ungebrochene) intergenerationale Transmission und Tradierung betont und Lernprozesse, die zu Veränderung führen, zu wenig berücksichtigt werden.

Ebenfalls auf der Grundlage der erwähnten Marburger Dreigenerationenstudie befassten sich *Jörg Schwarz und Susanne Weber (Fulda)* mit familiären Fürsorge- und Haushaltspraktiken unter einer Geschlechterperspektive. In ihrem Referat „Männerwirtschaft“ – zur Transmission haushaltbezogener familialer Alltagspraxis im Mehrgenerationenkontext“ erläuterten sie am Beispiel von zwei Familien mit nicht traditioneller Arbeitsteilung, welche Formen der Befähigung zur Daseinsfürsorge im Rahmen familialer Alltagspraxis erworben und angeeignet werden. Die eine Praxis zeichnet sich durch die Fürsorge des Vaters und Hausmannes für die ganze Familie und ein geschlechtsegalitäres Modell aus, die andere durch ein alleinig an den Bedürfnissen des Vaters und Hausmannes individualisiertes Modell. Die Ausgestaltung der Häuslichkeits- und Sorgebeziehungen durch die Väter ist nach diesen Ergebnissen jedoch nicht kontingent, sondern in familiäre Transmissionsprozesse über mehrere Generationen hinweg eingebettet. Für

die Erklärung der Persistenz geschlechtsspezifischer Vorstellungen und Praktiken in der familialen Arbeitsteilung sind solche Untersuchungen viel versprechend.

Unter dem Titel „Homeschooling – die radikale Familialisierung des Lernens. Lage, Chancen und Risiken einer wiederbelebten Bildungsform“ präsentierte *Thomas Spiegler (Marburg)* eine Typologie der Formen von Homeschooling (diese ist in Deutschland offiziell verboten). Er unterscheidet dabei „homeschooling“, bei dem das Lernen von den Eltern strukturiert wird (nonformales Lernen), von „unschooling“, wo nur informelles, alltagsintegriertes Lernen stattfindet, sowie von Zwischenformen („home education“) und verweist auf die Heterogenität der Motive für die Wahl von Homeschooling. Der Vortrag widmete sich insbesondere der Frage, welche gesellschaftlichen Chancen und Risiken mit der Herausbildung einer solchen Bewegung verknüpft sind. So verwies der Referent u.a. auf das kritische Potenzial einer solchen Bewegung, da öffentliche Bildungsinstitutionen auf strukturelle Defizite hingewiesen werden oder da die Gleichsetzung von Bildung und Schulbesuch hinterfragt wird. Eine Gefahr, die der Referent benennt, ist die Bedrohung eines bisher in Deutschland noch stark gültigen Gesellschaftsvertrages, der die öffentliche Bildung gegenüber individualisierten Privatinteressen schützt.

In ihrem Beitrag „Geschwister als Ressource oder Restriktion für den Bildungserfolg von Kindern?“ untersuchte *Isolde Heintze (Dresden)* mit den Daten des Sozio-ökonomischen Panels die Frage, inwiefern die Geschwisterkonstellation (Geschwisterzahl, Rangposition) den Bildungserfolg beeinflusst. Geschwister können eine Ressource darstellen (z.B. gegenseitige Unterstützung) oder zu Konkurrenz um knappe ökonomische und psychosoziale Ressourcen führen (Restriktionshypothese). Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die Mehrzahl der Kinder mit Geschwistern aufwächst. Die Anzahl der Kinder beeinflusst den Bildungserfolg negativ, was die Restriktionshypothese bestätigt. Jüngere können jedoch von älteren Geschwistern profitieren und lernen, weshalb diese Rangposition sich positiv auf den Bildungserfolg auswirkt. In der Diskussion wurde u.a. darauf verwiesen, dass diese Ergebnisse nicht in allen sozialen Klassen Gültigkeit haben müssen.

Den Nachmittagsblock zum Thema „Neben Familie und Schule: Nonformales Lernen“ eröffneten *Sybillie Bayard, Regina Scherrer, Tina Malti und Marlis Buchmann (Zürich)* mit ihrem Referat „Außerschulische Lernräume und soziale Kompetenzen in der mittleren Kindheit und Adoleszenz“. Auf der Grundlage der ersten Welle des Schweizerischen Kinder- und Jugendsurveys (COCON) verglichen sie die außerschulischen Lern- und Erfahrungsräume von 6-jährigen Kindern mit denen 15-jähriger Jugendlicher. Dabei kamen sie zum Schluss, dass sich diese beiden Altersgruppen im Hinblick auf non-formelles Lernen (außerschulische Förderung mittels Unterricht, Kursen Vereinsmitgliedschaft) und informelle Lernräume (z.B. Spiel, TV, Bilderbücher anschauen bzw. Lesen) nicht voneinander unterscheiden. Die Art der Freizeitgestaltung hat jedoch einen Einfluss auf die Entwicklung der sozialen Kompetenzen, die in der Studie anhand des Konzeptes des Mitgefühls untersucht wurde. In der Diskussion wurde u.a. darauf hingewiesen, dass „Mitgefühl“ nicht per se in allen sozialen Schichten dasselbe bedeuten muss und dass die verschiedenen außerschulischen Lernformen nicht additiv das Mitgefühl prägen müssen, sondern bestimmte Konstellationen unterschiedliche Sozialisationsmilieus bilden können.

Tanja Mühling und Adelheid Smolka (Bamberg) stellten die Ergebnisse einer Elternbefragung des Staatsinstitutes für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) vor, in der die Informationsstrategien (z.B. Ratgeberliteratur, TV-Sendungen, Internet) von Eltern bei familien- und erziehungsbezogene Fragen und bei Problemen in der Erziehung erhoben wurden. Die Nutzung medialer Familienbildung als Indikator für die Vermittlung von „information literacy“ in der Familie ist, wie sie mit ihren Ergebnissen zeigen, je nach sozialer Lage der Familie, unterschiedlich. Die Verwissenschaftlichung von „Elternschaft“, so wurde in der Diskussion aufgeworfen, setzt Normen und Standards, welche insbesondere Eltern mit weniger

Bildungskapitel verunsichert, wobei diese Eltern wiederum grössere Schwierigkeiten haben, sich im „Ratgeberangebot“ zu orientieren.

Zum Schluss der Tagung lenkte *Michael Mangold (Karlsruhe)* den Blick auf gesamtgesellschaftliche Wechselwirkungen zwischen dem Wandel der Familie und den Entwicklungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere der Wirtschaft. Entgegen der gängigen Perspektive, die nach den Folgen des wirtschaftlichen Wandels für die Familie fragt, führte er in seinem Referat „Die Bedeutung binnenfamilialer Veränderungen für den sozialen und wirtschaftlichen Wandel“ die These aus, dass die strukturellen und wertbezogenen Veränderungen im familiären Zusammenleben der letzten Jahrzehnte zu veränderten Kommunikations- und Interaktionsformen z.B. in betrieblichen Zusammenhängen führten, welche über die Aneignung von neuen Kompetenzen am Lernort Familie direkt auch die wirtschaftliche Entwicklung beeinflussen.